

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 60 Pfg., bei Selbstabholung 50 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 75 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4841) vierteljährlich 1.80 Mk., für 2 Monate 1.20 Mk., für 1 Monat 60 Pfg. exkl. Postgeb.

Chefredaktion:
Dr. Bruno Schoenlant.

Inserate werden die 6spaltige Zeile oder deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. Vereinsangelegen 15 Pfg. — Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im Voraus zu bezahlen. — Inserate müssen bis spätestens 9 Uhr früh in der Expedition abgegeben sein. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Mittelstraße 6. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. Redaktion: Mittelstraße 6, part. Sprechstunde: 8—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. — Telefon: Amt I. Nr. 2721. Telegrammadresse: Volkszeitung Leipzig.

Morgen Faure in der Klemme.

Ueber den Militarismus.

* Leipzig, 26. September.

Die Vorgänge, die sich nun schon seit geraumer Zeit in Frankreich abspielen, sind ein neuer und sehr schlagender Beweis dafür, wie vollkommen unverträglich mit moderner Kultur der Militarismus ist. Nach einer Reihe moralischer Niederlagen, von denen man ohne Uebertreibung sagen kann, daß sie jede andere öffentliche Gewalt gebrochen haben würden, hält sich der französische Generalstabsklingel immer noch aufrecht; er kann immer noch neue Schandthaten verüben, um sein schmachliches Dasein fortzustricken, und er drängt das Land lieber an den Rand des Bürgerkriegs, ehe er die Waffen streckt.

Natürlich ist die Auffassung, die sich in den Blättern des deutschen Liberalismus breit macht, als ob in der Dreifusssache eine Heerschar lichter Engel mit einer Rote schwarzer Teufel kämpfe, sehr oberflächlich. Man kann mit dem Gefangenen der Teufelsinsel alles menschliche Mitleid, vor Männern, wie Picquart und Zola, die größte Hochachtung empfinden, und darf doch keinen Augenblick vergessen, daß in dem Dreifusshandel nicht Personen, sondern Klassen miteinander ringen. Hätte die Klasse, der Dreifuss angehört, nicht einen tiefen Groll der Massen auf sich geladen, so würden seine Verteidiger nicht so schweres Spiel haben, und es ist nur die Reversoite dieses Zusammenhanges, daß in den deutschen Organen der jüdischen Hochfinanz für das Opfer eines französischen Justizmordes ein unerschöpflicher Quell der Thränen rinnt, von dem auch nicht ein armenistischer Tropfen überfließt für die nicht weniger beklagenswerten proletarischen Opfer deutscher Justizmorde.

Noch in einer anderen Beziehung sollte sich der deutsche Spießbürger lieber nachdenklich hinter den Ohren krauen, statt den Dreifusshandel zum Gegenstande sittlich stärkender Betrachtungen zu machen. Ohne den deutschen Eroberungskrieg nach Sedan, dem alle deutschen Philister so begeistert zujuchzten, könnte der Generalstabsklingel in Paris lange nicht die verhängnisvolle Rolle spielen, die ihm gegenwärtig gestattet ist. Wie sehr die Revanche für die Annexion Elsaß-Lothringens den ganzen Dreifusshandel als roter Faden durchzieht, ist ja bekannt; in einer bürgerlichen Republik,

wie immer es sonst um sie bestellt sein mag, hätte der Säbel nie so mächtig werden können, wie er in Frankreich geworden ist, wenn ihm die deutsche Eroberungspolitik nicht zu dieser Macht verholfen hätte. Freilich hilft sich der deutsche Patriot, wenn ihm einmal eine Ahnung dieses Zusammenhanges aufdämmert, mit dem bequemen Troste, daß es ja der blanke deutsche Vorteil sei, wenn der französische Generalstab verrotte, indessen um sich durch einen so gedankenlosen Eynismus sittlich erhoben zu fühlen, muß man von den inneren Zusammenhängen europäischer Zivilisation wirklich keine blasse Ahnung haben.

Sieht man von alledem ab und nimmt man den ganzen Dreifusshandel rein als kulturgeschichtliche Erscheinung der Zeit, so zeigt er schlagend die furchtbaren Gefahren des Militarismus, die Unmöglichkeit, ein modernes Gemeinwesen in den Formen bürgerlichen Rechts aufrecht zu erhalten, so lange die militärische Kaste als solche besteht. Früher war diese Ansicht ein Gemeinplatz selbst in den Kompendien liberaler Staatsrechtslehrer, heute klingt sie in allen bürgerlichen Ohren schon als halber Hochverrat. In all seiner Schenlichkeit wurzelt der Dreifusshandel doch im Wesen des Militarismus, und es ist gar nichts damit gesagt, wenn behauptet wird, solche Dinge seten am deutschen Militarismus unmöglich. Das mag wörtlich wahr sein, und wir glauben, daß es wörtlich wahr ist, aber wir brauchen bloß an die im deutschen Heere unausrottbaren Soldatenmishandlungen zu erinnern, um festzustellen, daß der deutsche Militarismus durchaus kein Recht zu pharisäischem Prahlens über den französischen Militarismus besitzt. Als der preussische Stock in das französische Heer eingeführt werden sollte, erschob sich der erste Unteroffizier, der ihn über den Rücken eines Rekruten zu schwingen verdammt war, gleich danach vor der Front, und selbst der allfranzösische Despotismus mußte darauf verzichten, dies erhebende Werkzeug preussisch-deutscher Bildung anzuwenden.

Zudem: gerade in diesem Monate vollenden sich fünfzig Jahre, seitdem der preussische Militarismus, vor die Frage gestellt, sich mit moderner Kultur- und Rechtsbegriffen ein wenig anzufreunden — und billiger, als die preussische Nationalversammlung diese Forderung in ihrem bekannten Septemberbeschlusse von 1848 stellte, läßt sie sich nicht wohl stellen — lieber die Gesetze des Landes auf seinen Säbel spielte und eine Reihe von Justizmorden beging, die den Vergleich mit dem an Dreifuss begangenen Justizmorde gut und gern ausfallen. Wozu bleibt eben Wozu, ob diesseits oder jenseits der Vogesen, ob heute oder vor fünfzig Jahren oder auch nach fünfzig Jahren, falls dann noch eine

militärische Kaste bestehen sollte, was wir weder hoffen noch wünschen wollen.

Aus diesem Grunde hat die deutsche Sozialdemokratie, so lange sie besteht, dem Militarismus stets einen prinzipiellen und unverföhnlichen Widerstand geleistet. Der bürgerlichen Opposition kam es, mindestens seit der berben Aktion, die sie von der absolutistisch-feudalen Gegenrevolution in den fünfziger Jahren erhalten hatte, immer nur darauf an, den Militarismus auf Kosten des bürgerlichen Geldbeutels möglichst knapp zu halten; die proletarische Opposition aber, so sehr sie darauf bedacht war, die Lasten zu erleichtern, die das Militärwesen den arbeitenden Klassen auferlegt, richtete ihr Hauptaugenmerk doch stets auf den unverföhnlichen Gegensatz, worin der Militarismus zu allem modernen Kulturleben steht. Hier ist keine Einigung, kein Paktieren möglich; so lange der Militarismus besteht, ist alles bürgerliche Recht immer wieder ins ungewisse gestellt. In dieser Beziehung sind die Vorgänge, die sich eben in Frankreich abspielen, so überaus lehrreich, und nicht bloß für Frankreich. Der naive Bierbankpolitiker, der seine historischen Kenntnisse aus den Romanen von Kretschke und Samarow schöpft, mag sich einbilden, daß sich zufällig im Gebäude des französischen Generalstabes eine Rote schwarzer Teufel eingenistet habe, die nur ausgeräuchert zu werden brauche, um alles göttliche und menschliche Recht wiederherzustellen: in Wirklichkeit handelt es sich um einen jener historischen Prozesse gegen den Militarismus, die dieser große Sünder allzu selten, und in Deutschland noch nie auf die Dauer verloren hat.

Ob er ihn diesmal in Frankreich verlieren wird, ist leider noch sehr ungewiß, desto notwendiger aber wird es, daß die moderne Sozialdemokratie immer und unter allen Umständen an ihrer alten Praxis festhält, diesem Feinde einen Krieg zu machen, in dem es weder einen Frieden, noch einen Waffenstillstand giebt.

Politische Uebersicht.

Die Reise nach Chabarowka in zwei Besarten.
Prinz Heinrich freut sich.

Eine Depesche der Petersburgerkaja Wjedomosti aus Wladivostok vom 24. ds. Mts. meldet: Se. künigl. Hoheit Prinz Heinrich von Preußen ist aus Chabarowka hierher zurückgekehrt. Der Prinz ist sichtlich befriedigt über den dortigen Empfang und von der Jagd, an der er teilgenommen hat. Letztere war außerordentlich interessant; dem Prinzen kamen an einem Tage über 300 Girsche zum Schuß. Der Prinz erlegte drei davon, stellte sodann das Schießen ein und erfreute sich den ganzen Tag am Anblick der vertraulichen

Seuilleton.

Nachdruck verboten.

L'Adultera.

Von Theodor Fontane.

Und so vergingen trübe Wochen.

Ein deutscher Arzt endlich, den man zu Räte zog, erklärte, daß vor allem das Stillstehen vermieden, dagegen umgekehrt für beständig neue Eindrücke gesorgt werden müsse. Mit anderen Worten, das, was er vorschlug, war ein beständiger Orts- und Lustwechsel. Ein solch tagtägliches Hin und Her sei freilich selber ein Uebel, aber ein kleineres, und jedenfalls das einzige Mittel, der inneren Ruhelosigkeit abzuwehren.

Und so wurden denn neue Reisepläne geschmiedet und von der Kranken apathisch angenommen.

In kurzen Etappen, unter geflissentlicher Vermeidung von Eisenbahn und großen Straßen, ging es, durch Umbrien, immer höher hinauf an der Ostküste hin, bis sich plötzlich herausstellte, daß man nur noch zehn Meilen von Venedig entfernt sei. Und siehe, da kam ihr ein tiefes und sehnsüchtiges Verlangen, ihrer Stunde dort warten zu wollen. Und sie war plötzlich wie verändert und lachte wieder und sagte: „Della Salute! Weißt Du noch? . . . Es heimelt mich an, es erquickt mich: das Wohl, das Heil! O, komm. Dahin wollen wir.“

Und sie gingen, und dort war es, wo die bange Stunde kam. Und einen Tag lang wußte der Zeiger nicht, wohin er sich zu stellen habe, ob auf Leben oder Tod. Als aber am Abend, über dem Wasser her, ein wunderbares Säuten begann, und die todmatte Frau auf ihre Frage

„von wo“ die Antwort empfing „von Della Salute“, da richtete sie sich auf und sagte: „Nun weiß ich, daß ich leben werde.“

XVIII. Wieder daheim.

Und ihre Hoffnung hatte sie nicht betrogen. Sie genas und erst als die Herbsttage kamen, und das Gedeihen des Kindes und vor allem auch ihr eigenes Wohlbestehen einen Aufbruch gestattete, verließen sie die Stadt, an die sie sich durch ernste und heitere Stunden aufs innigste geleitet fühlten, und gingen in die Schweiz, um in dem lieblichsten der Thäler, in dem Thale „zwischen den Seen“ eine neue vorläufige Nest zu suchen.

Und sie lebten hier glücklich-stille Wochen, und erst als ein scharfer Nordwest vom Thuner See nach dem Briener hinüber fuhr und den Tag darauf der Schnee so dicht fiel, daß nicht nur die „Jungfrau“, sondern auch jede kleinste Kruppe verschneit und vereist ins Thal hernieder sah, sagte Melanie: „Nun ist es Zeit. Es kleidet nicht jeden Menschen das Alter und nicht jede Landschaft der Schnee. Der Winter ist in diesem Thale nicht zu Haus oder paßt wenigstens nicht recht hierher. Und ich möchte nun wieder dahin, wo man sich mit ihm angelebt hat und ihn versteht.“

„Ich glaube gar.“ lachte Rubehn, „Du sehnst Dich nach der Rousseau-Insel!“

„Ja,“ sagte sie. „Und nach viel anderem noch. Sieh, in drei Stunden könnte ich von hier aus in Genf sein und das Haus wiedersehen, darin ich geboren wurde. Aber ich habe keine Sehnsucht danach. Es zieht mich nach dem Norden hin und ich empfind' ihn mehr und mehr als meine Herzensheimat. Und was auch dazwischen liegt, er muß es bleiben.“

Und an einem milden Dezembertage waren Rubehn und Melanie wieder in der Hauptstadt eingetroffen, und mit ihnen die Brent oder „das Brenel“, eine derbe, schweizerische Magd, die sie, während ihres Aufenthalts in Interlaken, zur Abwartung des Kindes angenommen hatten. Eine vorzügliche Wahl. Am Bahnhof aber waren sie von Rubehns jüngeren Bruder empfangen und in ihre Wohnung eingeführt worden: eine reizende Mansarde dicht am Westende des Tiergartens, ebenso reich wie geschmackvoll eingerichtet, und beinahe Wand an Wand mit Duquede. „Sollen wir gute Nachbarschaft mit ihm halten?“ hatten sie sich im Augenblick ihres Eintretens unter gegenseitiger Heiterkeit gefragt.

Melanie war sehr glücklich über Wohnung und Einrichtung, überhaupt über alles, und gleich am anderen Vormittage setzte sie sich, als sie allein war, in eine der tiefen Fensternischen und sah auf die bereiften Bäume des Parks und auf ein paar Eichhähnen, die sich haschten und von Ast zu Ast sprangen. Wie oft hatte sie dem zugesehen, wenn sie mit Biddi und Heth durch den Tiergarten gefahren war! Es stand plötzlich alles wieder vor ihr, und sie fühlte, daß ein Schatten auf die heiteren Bilder ihrer Seele fiel.

Endlich aber zog es auch sie hinaus, und sie wollte die Stadt wieder sehen, die Stadt und bekannte Menschen. Aber wen? Sie konnte nur bei der Freundin, dem Wulfffräulein vorsprechen. Und sie that es auch, ohne daß sie schließlich eine Freude davon gehabt hätte. Anastasia kam ihr vertraulich und beinahe überheblich entgegen, und in begreiflicher Verstimmung darüber kehrte Melanie nach Hause zurück. Auch hier war nicht alles, wie es sein sollte, das Brenel in schlechter Laune, die Zimmer überheizt, und ihre Heiterkeit kam erst wieder, als sie Rubehns Stimme draußen auf dem Vorflur hörte. (Fortsetzung folgt.)